

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Wiebke Lorenz**  
**einer wird sterben**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## AM ENDE

*Wie sehr musst du mich lieben, dass du so etwas für mich tust?*

Dein Gesicht. Dein unfassbar hübsches Gesicht. Zerschmettert, zerschlagen, deine Züge bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Aber für mich, *für mich*, bist du immer noch dieser wunderschöne Mensch von damals.

Vor sechs Jahren, als wir uns zum ersten Mal angesehen haben. *Gesehen* haben. Erkannt. Als uns beiden von einer Sekunde auf die nächste klargeworden ist, dass wir an die Seite des jeweils anderen gehören. Dass wir nicht mehr auf einsamen, sondern gemeinsamen Pfaden wandeln wollen.

Schsch, mein Herz! Versuch nicht, zu sprechen. Es geht nicht. Es geht doch einfach nicht, dein Mund gibt keine Worte mehr preis. Und das muss er auch nicht, es ist alles gesagt. Alles – und mehr als das. Komm, ich bette deinen Kopf in meinen Schoß, streiche dir durchs Haar, sehe, wie es meine Finger färbt in ein tiefes und warmes Rot. Leuchten, meine Hände leuchten.

Es musste so enden, mein Herz, das war uns beiden klar. Nur wann, wie und wo, das konnte keiner von uns sagen. Aber dass es so kommen würde, war uns schon in dem Moment bewusst, in dem wir unseren geheimen Pakt schlossen. In dem wir einen Bund miteinander besiegelten, einen,

den nichts und niemand würde auflösen können. Bis auf den Tod. Und jetzt ist jener Tod eben da und hat entschieden, dich zuerst mitzunehmen auf die letzte lange Reise.

Aber Sorge dich nicht, ich werde dir folgen. Bald, schon sehr bald. Nur einen Wimpernschlag wird es dauern verglichen mit der Ewigkeit.

Ich habe dich geliebt, mein Herz. Vielleicht glaubst du mir nicht, aber das ist die Wahrheit, so mir Gott helfe. Ich weiß, du würdest jetzt gern lachen, wenn du könntest. Würdest sagen, dass Gott damit nichts zu tun hat, rein gar nichts. Und wenn doch – dann wäre es ein ziemlich gottloser Gott.

*I don't want to start any blasphemous rumours but I think that God's got a sick sense of humour. And when I die I expect to find Him laughing.* Damals, in unserem ersten Sommer, nach dem *Depeche-Mode*-Konzert. Auf der Fahrt nach Hause haben wir lauthals diesen Song mitgesungen, haben ihn fast trotz dem Fahrtwind entgegengeschrien. Deine Hand in meiner oder meine in deiner, ich kann es nicht mehr sagen. Ich weiß nur, dass es in diesen fast schon unerträglich glücklichen vier Wochen war. Vier Wochen, die mich durch die Jahre getragen haben; getragen bis zum heutigen Tag. Die mich alles haben vergeben und vergessen lassen, alles, was war und was noch sein würde.

Komm, du darfst jetzt die Augen schließen und dich davonträumen in eine bessere Welt. Dorthin, wo es weder Schmerz noch Kummer gibt, keine Angst und keine Sorge mehr, nur Leichtigkeit und Freude, so viel davon, dass es bis in die Unendlichkeit reichen wird. Wehr dich nicht, mein Herz, es ist alles gut.

Warte. Ich helfe dir.

# I

## DONNERSTAG, 21. JUNI

Als sie am Nachmittag nach Hause kam, stand das Mercedes Cabriolet immer noch da. Parkte auf der anderen Straßenseite, direkt gegenüber ihrer Villa vor dem Haus der Sanders. Sein Verdeck war trotz des guten Wetters geschlossen, hinterm Steuer saß eine blonde Frau, auf dem Beifahrersitz ein Mann mit dunklen Haaren. Wie Puppen sahen sie aus, und wenn Stella nicht ein paar kleine Bewegungen wahrgenommen hätte – hier eine Hand, die übers Lenkrad strich, dort ein Kopf, der sich ein wenig zur Seite neigte –, hätte sie tatsächlich angenommen, dort in dem Auto säßen nur zwei leblose Pappkameraden.

Verstanden hätte sie es trotzdem nicht. Verstanden, weshalb in ihrer Straße seit morgens um neun, als sie das erste Mal aus dem Fenster geschaut und das Fahrzeug bemerkt hatte, bis jetzt um halb drei am Nachmittag ein schwarzes Cabrio stand, dessen Insassen sich kaum rührten.

Stella holte den Schlüssel aus ihrer Handtasche, steckte ihn in den Zylinder der Haustür und drehte ihn nach rechts. Sie hielt in der Bewegung inne. Wandte sich noch einmal zu dem Wagen um, betrachtete die zwei reglosen Gestalten und zog für den Bruchteil einer Sekunde in Erwägung, hin-

überzugehen und gegen die Scheibe zu klopfen, um nachzufragen, ob sie helfen könne. Dann aber schüttelte sie den Kopf, fast amüsiert über diesen Anflug des Sich-Einmischen-Wollens, der eher zu ihrem Nachbarn Egon Scharff passte, der zwei Häuser weiter links direkt am Wendehammer wohnte.

»Renata?«, rief sie nach ihrer Haushälterin, sobald sie die Villa betreten, Sommermantel und Tasche an die Garderobe gehängt sowie ihre Mokassins abgestreift und ins Schuhregal gestellt hatte. »Ich bin wieder da!« Sie nahm den kleinen Stapel Post, der auf dem Sideboard neben der Tür lag, und ging damit in den Flur.

»In der Küche!«, erklang dumpf die Stimme der älteren Frau, die ihr und Paul zweimal pro Woche zur Hand ging, immer montags und donnerstags von halb elf bis halb drei. Stella fuhr in dieser Zeit zu ihrer Personaltrainerin und machte Pilates oder Yoga, danach holte sie sich noch etwas zum Mittagessen und setzte sich damit in den nahe gelegenen Park, um für die Haushälterin das Feld zu räumen. So war es beiden am liebsten.

Paul nannte Renata Graubert »seine gute Seele«. Sie war schon seit vielen Jahren für ihn tätig, länger, als er und Stella sich kannten. Anfangs hatten die zwei Frauen ein paar Anlaufschwierigkeiten miteinander gehabt, zu unterschiedlich ihre Auffassung von einer ordentlichen Haushaltsführung. Aber seit Paul seine Frau davon überzeugt hatte, Renata einfach freie Hand zu lassen, hatten sich alle Probleme in Wohlgefallen aufgelöst.

»Hallo«, begrüßte Stella die Putzfrau, als sie im Türrahmen zur Wohnküche stand. Sie kniete auf allen vieren vor dem Edelstahlherd im freistehenden Kochblock und hatte

den Kopf in den Backofen gesteckt. »War heute alles in Ordnung?«

»Hm«, kam es bejahend zurück, wenige Sekunden später tauchte Renata aus dem Ofen hervor, schloss die Klappe, kam auf die Füße und beförderte ein Knäuel schmutziger Küchenrolle in den Paperboy neben der Arbeitsplatte. Dann zog sie sich mit einem geräuschvollen Flutschen die Gummihandschuhe aus. »Das Ceranfeld unten links funktioniert nicht«, sagte sie, während sie die Handschuhe in der Schublade für die Putzutensilien verstaute. »Ich habe schon mit dem Kundendienst telefoniert. Wir haben für Montagmorgen um acht einen Termin ausgemacht, ich hab's eingetragen.«

»Um acht?« Stella warf die Post auf den Küchentresen.

»Später ging leider nicht. Soll ich am Montag einfach früher kommen?«

»Nein, kein Problem, ich kümmere mich darum.«

»Ich kann aber wirklich ...«

»Wie gesagt, es ist kein Problem, den Mann reinzulassen. Machen Sie sich keine Gedanken.«

»Sonst würde ich einfach schon mittags gehen, das würde mir nächste Woche ohnehin ganz gut passen.«

»In Ordnung«, stimmte Stella nun doch zu. »War sonst noch was?«

Renata zuckte mit den Schultern. »Nein, nichts. Der Schornsteinfeger war da und hat die Rauchmelder geprüft. Sind alle in Ordnung.«

»Prima. Dann wünsche ich Ihnen ein schönes Wochenende.«

»Ich Ihnen auch, Frau Johannsen. Paul ist nicht da, oder?«

»Nein, er kommt erst Ende nächster Woche zurück.« Sie

nickten sich freundlich zu, und Renata machte sich daran, sich ihrer Schürze zu entledigen, um nach Hause zu Mann und Dackel zu eilen.

»Ach, Renata?«, hielt Stella sie zurück.

»Ja?«

»Ist Ihnen draußen auf der Straße auch das Auto aufgefallen?«

»Welches Auto?«

»Da parkt seit heute früh ein schwarzer Mercedes mit zwei Leuten drin, aber keiner steigt aus.«

Die Haushälterin schüttelte den Kopf. »Habe ich nicht bemerkt.« Sie ließ ihren Blick durch Küche und Wohnzimmer schweifen. »Aber ich hatte ja auch anderes zu tun.«

»Natürlich. Natürlich hatten Sie das.«

»Sind vielleicht wegen des Neubaus hier«, überlegte Renata. »Der ist doch jetzt fertig, oder?«

»Ich glaube schon.«

»Na, dann werden das Mietinteressenten sein.«

»Seit heute früh um neun?«

Renata sah sie fragend an.

»Um neun Uhr habe ich den Wagen zum ersten Mal gesehen. Seitdem hat er sich nicht von der Stelle bewegt, und da sitzen einfach nur eine Frau und ein Mann drin.«

»Keine Ahnung«, gab sie zurück. »Vielleicht wollen die sehen, was in der Straße so los ist.« Sie lachte leise. »Sonderlich viel ist das ja nicht.«

»Nein«, gab Stella ihr recht und nickte zerstreut. »Werden wohl tatsächlich Interessenten für eine der Wohnungen sein.«

Renata verabschiedete sich und ließ ihre Auftraggeberin allein in der Küche zurück.

Eine Weile blieb Stella unschlüssig stehen, dann ging sie hinüber in den Wohnbereich, setzte sich seufzend aufs Sofa und griff nach einer der Zeitschriften, die hier ordentlich gestapelt auf einem Beistelltisch lagen.

Aber sie konnte sich nicht aufs Lesen konzentrieren, permanent wanderten ihre Gedanken zu diesem seltsamen Paar draußen im Auto ab. Also stand sie wieder auf, ging zu einem der Fenster, die zur Straße lagen, und spähte durch eine Lücke zwischen den cremefarbenen Schiebegardinen.

Das Cabriolet parkte unbewegt an Ort und Stelle, die beiden Menschen rührten sich ebenfalls nicht, hockten da wie tot. Ansonsten sah alles aus wie immer.

Es war nicht so, dass Stella sich sonderlich darum scherte, was vor ihrer Haustür passierte. Zum einen hatte auch sie Besseres zu tun, als auf ein Kissen gestützt am Fenster zu lehnen und ihre Nachbarn zu beobachten. Zum anderen hatte Renata Graubert recht: Es gab da schlicht nichts, was der Beobachtung lohnen würde. Stella schob die Gardinen ein Stückchen weiter auseinander, ließ ihren Blick von links nach rechts wandern.

Die Blumenstraße war eine kurze Sackgasse und mündete in einen kleinen Wendehammer. Höchstens sechzig oder siebzig Meter lang, Kopfsteinpflaster, von mächtigen Linden gesäumt. »Gehobene Lage« würden Immobilienmakler es nennen. Mitten im Zentrum, sämtliche Einrichtungen des täglichen Bedarfs in fußläufiger Distanz: Einkaufsmöglichkeiten, Ärzte, Banken, Schulen, U-Bahn, Bus, sogar das Universitätskrankenhaus war nur wenige hundert Meter entfernt. Ebenfalls direkt um die Ecke lag ein großer Park mit Grillplätzen, Abenteuerspielplatz, Laufpfaden, Hundewiese und See; im Sommer war der Rasen unter

zahlreichen ausgebreiteten Picknickdecken kaum auszumachen.

Vier ehrwürdige Bauten aus der Gründerzeit standen rechts und links der Straße. Vorn an der Ecke ihr und Pauls eigenes Haus, dann das von Marlies und Hermann Wagner, einem älteren Rentnerpaar, beide weit über siebzig – sie an Muskelschwund erkrankt, er stets sorgenvoll um sie bemüht, Marlies hin und wieder im Rollstuhl durch die Gegend schiebend, weil ihre Beine kaum noch laufen wollten –, und schließlich noch die schöne, aber heruntergekommene Villa von Egon Scharff; ebenjenem Nachbarn, den sie alle hinter vorgehaltener Hand nur »den Blockwart« nannten. Denn niemand fühlte sich wie er dazu berufen, auf die nachbarschaftliche Ordnung zu pochen. Ob es die Gelben Säcke waren, die man für die Abfuhr nicht sichtbar genug am Straßenrand positioniert hatte, oder der Umstand, dass der TÜV des eigenen Fahrzeugs eine Woche überfällig war – schneller, als man Luft holen konnte, wies der 63-jährige Lehrer in Altersteilzeit seine Mitbürger auf solche Verfehlungen hin und gab den reuigen Sündern so die Möglichkeit zur Nachkorrektur.

Auf der anderen Straßenseite, vis-à-vis von Paul und Stella und damit genau dort, wo der Mercedes parkte, bewohnten Michael und Nina Sanders mit Sohn und Tochter ihr Haus im Jugendstil und betrieben gleichzeitig die Apotheke in dem kleinen Anbau daneben. Bereits in vierter Generation führte Michael Sanders das Geschäft. Manchmal, wenn Stella ihn und seine Frau durch das große und nackte Panoramafenster ihres Wohnzimmers miteinander diskutieren sah, kamen sie ihr hektisch und aufgeregt vor. Sie hatte sich deshalb schon gefragt, ob es mit der Apotheke

nicht zum Besten stand, was sie in Anbetracht der etwas abgeschiedenen Lage nicht weiter verwundert hätte. Allerdings machten sowohl er als auch sie stets einen entspannten und freundlichen Eindruck, wenn Stella gelegentlich ein paar Kopfschmerztabletten oder einen Hustensaft bei ihnen kaufte, so dass die abendlichen Debatten wohl einen anderen Grund haben mussten.

Wahrscheinlich die Kinder, bei Eltern ging es ja meist um die Kinder. Lilly Sanders, gerade siebzehn geworden, war ein hübsches und nettes Mädchen, das zumindest dem äußeren Anschein nach keinen Anlass zur Sorge gab. Ganz im Gegensatz zu ihrem Bruder Leon, der mit Anfang zwanzig und nach einer geschmissenen Zahntechnikerlehre seine Füße vor drei Monaten wieder unter den elterlichen Tisch gestellt hatte. Erzwungenermaßen, wie Stella vermutete, denn glücklich wirkte der Junge nicht. Tagsüber war er nie zu sehen, nur abends huschte er aus dem Haus und kehrte weiß Gott wann zurück, immer schwarz gekleidet, immer die Stöpsel eines Kopfhörers in den Ohren und den Blick hypnotisch auf sein Smartphone geheftet.

Dem strengen Egon Scharff war Leon Sanders ein Dorn im Auge, natürlich war er das. Und das schon seit Jahren. Seit der fünften Klasse hatte er den Jungen am nahe gelegenen Gymnasium in ein paar Fächern unterrichtet und war laut eigener Aussage wenig überrascht gewesen, als Leon zwei Klassen wiederholen musste und schließlich wegen zu schlechter Leistungen von der Schule geflogen war.

»Keine Disziplin und vor allem keinerlei Respekt!«, hatte der Herr Oberstudienrat erst kürzlich Stella gegenüber ungefragt festgestellt, als sie sich auf der Straße begegnet waren. »Die Lilly, die wird ihren Weg gehen, die macht Abitur

und studiert. Aber ihr Bruder ist schlicht ein Taugenichts. Früher hätten wir so einen zum Bund geschickt. Da hätten sie ihm die Flausen schon ausgetrieben.«

Doch noch mehr als über »so einen« konnte Egon Scharff sich über Marius Marquardt erregen. Nicht nur dass der fünfzigjährige Architekt mit seiner jungen Frau Chloé – knapp zwanzig Jahre trennten die beiden – auf der gegenüberliegenden Straße kurz vor dem Wendehammer einen protzigen Kubus aus Stahl, Beton und Glas hatte errichten lassen, der so gar nicht ins Viertel passte. Nein, auch das Endgrundstück der Sackgasse gehörte Marius Marquardt, und er hatte trotz des erbitterten Widerstands der Nachbarn, genauer gesagt *des* Nachbarn Scharff, den Neubau einer großen Wohnanlage durchgesetzt.

Vier Jahre lang war es dem Blockwart – vermutlich unter Aufwendung sämtlicher ihm zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel – gelungen, das Flower-Bay-Quartier mit diversen Widersprüchen und Eingaben zu verhindern. Aber vor zwei Jahren hatten die Bauarbeiten begonnen. Da hatte die wilde Wiese mit ihren hübschen Birken, Feldblumen und sogar einer mächtigen Kastanie Marquardts Projekt weichen müssen. Ebenso wie der praktische Trampelpfad, über den die Anwohner bis dahin zu Fuß eine Abkürzung zum nächsten Supermarkt nehmen konnten, der ihnen aber dann durch die Baustelle abgeschnitten wurde. In dieser Zeit war in der Blumenstraße dann doch etwas los gewesen, allerdings nur der Lärm von Baggern und Pressluft Hammern, und nun standen vierzehn Luxuswohnungen bereit, neue Mieter zum Preis von zwanzig Euro kalt pro Quadratmeter zu begrüßen. Dafür durften sie dann auch exklusiv den nun gepflasterten Fußweg nutzen, der nur

noch durch den Hinterausgang des Mehrfamilienhauses zu erreichen war. Es sei denn, man wollte sich links oder rechts am Quartier vorbei durch Rhododendronbüsche kämpfen.

»Wer weiß, wer da alles einzieht?!«, hatte Egon Scharff auf der letzten von ihm einberufenen Versammlung im Clubraum seines Kegelveins gewettert, zu der sie alle nur gekommen waren, um den nachbarschaftlichen Frieden aufrechtzuerhalten. Stellas Mann hatte Glück und in der Regel eine gute Ausrede für sein Fernbleiben von diesen Veranstaltungen parat gehabt: Er hatte sich meist schlicht irgendwo anders auf der Welt befunden. »Ein Kommen und Gehen wird das werden, ständig Menschen, die wir nicht kennen!«, hatte Egon Scharff sich wie ein Wanderprediger in Rage geredet. »Ein solches Gesocks wollen wir in unserer Straße nicht haben!«

Den Hinweis von Michael Sanders, bei einem derart horrenden Quadratmeterpreis sei vermutlich keinerlei »Gesocks« zu erwarten, hatte er mit einem »Und was ist mit der Parkplatzsituation?« vom Tisch zu fegen versucht. Hier allerdings hatte Hermann Wagner eingeworfen, dass das neue Quartier zum einen eine Tiefgarage habe, die übrigen Anwohner außerdem allesamt einen Stellplatz direkt vor ihrem Haus. »Aber da werden ja auch jede Menge Besucher kommen!«, hatte der Lehrer sich weiter ereifert. »Und was ist denn mit unseren Gästen, wo parken die? Wir sollten bei der Stadt beantragen, in der Blumenstraße eine Anwohnerparkzone einzurichten.« Sie alle – ohne Ausnahme – hatten Egon Scharff mit belustigten bis mitleidigen Blicken bedacht. Denn jeder wusste: Gerade *er* bekam nie Besuch.

Stella hatte die Diskussion nicht im Geringsten interessiert. Ihr war es komplett egal, wer in die Blumenstraße

kam und ging, wer wen besuchte oder wer wo parkte. Soweit es ging, hielt sie sich aus allem heraus. Ohnehin war Egon Scharffs Empörung nur noch Makulatur, das Flower-Bay-Quartier stand, die Sache war damit erledigt.

Jetzt allerdings, während Stella sich auf die Suche nach ihrem Kater Paulchen begab und hoffte, dass er zu Hause war und nicht draußen durch die Gegend streunte – sie brauchte ein wenig warmes Fell im Arm –, wünschte sie sich, sie hätte sich an Egon Scharffs Seite entschiedener gegen den Neubau zur Wehr gesetzt. Denn ob die beiden dort draußen im Auto nun Mietinteressenten waren oder nicht – der Umstand, dass da seit Stunden zwei fremde Menschen quasi vor ihrer Haustür parkten, machte sie ...

Sie horchte in sich hinein und fragte sich, was genau es mit ihr machte.

War sie nervös?

Einfach nur unruhig?

Ihr Blick fiel auf den Wandkalender neben der Küchentür, in den Renata den Termin mit dem Kundendienst am Montag eingetragen hatte. Heute war der einundzwanzigste Juni, der längste Tag des Jahres.

Nein, Stella war weder unruhig, noch war sie nervös.

Sie hatte Angst.

## 2

*An meiner Seite wirst du oft einsam sein.*

Als Stella zwei Stunden später aus einem tiefen Nachmittagschlaf hochschreckte und ihr Blick auf das leere Laken neben sich fiel, ging ihr dieser Satz durch den Kopf.

Paul hatte ihn zu ihr gesagt. Vor über fünf Jahren, als er sie gebeten hatte, seine Frau zu werden. Da hatte er sie in einem Atemzug mit seinem Antrag darauf hingewiesen, was sie von einer Ehe mit ihm zu erwarten hätte. Trotzdem hatte Stella mit ihrem »Ja« nicht gezögert, nicht eine Sekunde lang, und sich von ihm den kostbaren Verlobungsring mit großem Solitär an den Finger stecken lassen, den sie von diesem Moment an stolz wie eine Trophäe trug und den sie niemals ablegte, nie. Genauso wenig wie den schlichten Ehering, der nur vier Wochen später gefolgt war.

Damals, am schönsten Tag ihres Lebens, als sie zu *Frau Johanssen* wurde, hatte sie nicht ahnen können, wie wahr Pauls Satz sein würde. Wie wahr – und wie schrecklich. Hatte gedacht, dass sie das schon aushalten würde. Dass sie diese Zeit für sich ganz allein unglaublich genießen werde. Niemand da, der sie störte. Niemand, der etwas von ihr verlangte. Niemand, dem sie Rechenschaft schuldig war dar-

über, was sie den gesamten Tag über tat oder bleiben ließ. Vollkommen frei. Und dennoch behütet in der geborgenen Sicherheit, dass da jemand war, den sie liebte und der sie zurückliebte. Wenn auch nicht hier bei ihr, dann aber doch irgendwo.

Aber so war es eben nicht. Die Einsamkeit drohte sie oft aufzufressen, Stück für Stück, Zelle für Zelle. Sie drang in ihr Innerstes vor, zersetzte sie schleichend. Vor allem an einem Tag wie dem heutigen. Da hätte sie Paul gebraucht, da hätte sie ihn *verdammst nochmal* gebraucht. Gebraucht, damit er sie in seine Arme schloss, ihr über den Kopf strich und ihr ins Ohr raunte, dass sie *Dummerchen* sich keine Sorgen machen müsse über die *zwei Verrückten* da draußen im Mercedes und dass das Datum nichts weiter als ein Zufall sei. Dass die Leute vermutlich wirklich nur Interessenten für den Neubau waren oder auch zwei unterbezahlte Boulevardjournalisten, die hier herumlungerten in der Hoffnung, irgendeinen Promi bei der Wohnungssuche vor die Linse zu bekommen.

»Die Preise, die der Marquardt aufruft, sind ja horrend genug«, hätte Paul zu ihr gesagt und dabei gelacht. »Schon möglich, dass da irgendwelche C- und D-Sternchen aufkreuzen, die sich zu Höherem berufen fühlen und meinen, nach ihrem Rumgehüpfe bei *Let's Dance* oder dem Seelenstrip beim *Dschungelcamp* müsse es jetzt mindestens ein Luxusloft sein.«

Stella hätte ihm zugestimmt und ebenfalls gekichert. Vielleicht hätte sie sogar im Spaß eine weitere Möglichkeit vorgeschlagen: »Vielleicht sind es ja auch die Zeugen Jehovas, die hier mit allen Anwohnern über Gott sprechen möchten.«

»Wird schwierig, wenn sie dafür nicht mal aussteigen. Es sei denn, die wollen einen Drive-In betreiben und warten darauf, dass die Leute zum Bekehrungsgespräch an ihre Autoscheibe klopfen.«

Sie hätte richtig laut gelacht und gleich noch einen draufgesetzt: »Oder es sind verdeckte Ermittler, die den Scharff beschatten. Bei dem will man ja gar nicht wissen, wer oder was da seit Jahren in seinem Keller hockt.«

»Das wären dann aber ganz schön ›unverdeckte‹ Ermittler, wenn sie am helllichten Tag gut sichtbar in der Straße parken«, hätte Paul entgegnet. »Für wahrscheinlicher halte ich noch zwei Bewährungshelfer, die Leon Sanders im Auge behalten.«

»Warum das?«

»Na, so wie der sich immer rumdrückt, würde es mich nicht wundern, wenn der was ausgefressen hätte. Wer weiß, ob der seine Ausbildung wirklich abgebrochen hat oder nicht vielmehr gefeuert worden ist. Der Junge braucht mal einen ordentlichen Tritt in den Hintern, aber Michael und Nina lassen den ja machen, was er will.«

»Jetzt klingst du selbst wie Egon Scharff.«

»Du!«, hätte er empört erwidert und ihr im Spaß mit erhobenem Zeigefinger gedroht. Dann hätten sie beide noch einmal gelacht, hätten sich geküsst und sich am Abend eine gute Flasche Rotwein und das bestellte Essen von *Sushi for Friends* schmecken lassen. Und ansonsten keinen weiteren Gedanken mehr an die Insassen des Mercedes verschwendet. Ja, so wäre es gewesen, genau so.

Stattdessen aber war Stella allein mit ihrer Angst. Vollkommen allein. Nicht einmal anrufen konnte sie Paul. Es gab zwar an Bord seiner Maschine ein Satellitentelefon,

aber das war natürlich nicht für Privatgespräche gedacht. Erst recht nicht für Telefonate mit überspannten Ehefrauen. Pauls aktueller Einsatzplan, der wie immer an der Tür des Kühlschranks pinnte, hatte ihr verraten, dass er gerade irgendwo über dem Indischen Ozean war und erst um 0.30 Uhr UTC – Universal Time Coordinated, die Zeitzone, in der er ständig lebte –, den Flughafen von Auckland erreichen würde; da wäre es hier bereits halb zwei in der Nacht, in Neuseeland schon zwölf Stunden weiter am Nachmittag.

Trotzdem hatte sie vorhin, nachdem Renata gegangen und auch der Kater nicht aufzufinden gewesen war, die Handynummer ihres Mannes gewählt. Und sich mit seiner Mailbox unterhalten, die ohne ein einziges Klingeln angesprungen war, wie in fünfundneunzig Prozent der Fälle, wenn Paul Dienst hatte.

Frustriert hatte sie das Telefon aufs Sofa gepfeffert, sich allein eine Flasche vom guten Roten geöffnet, um sich mit einem Glas ins Schlafzimmer zu verziehen. Trotzig war sie die Treppe nach oben gestapft, innerlich skandierend, dass sie damals »nein« hätte sagen sollen. Dass diese Heirat ein Fehler gewesen war und dass sie lieber einen wollte, der ganz langweilig auf dem Boden blieb. Montag bis Freitag, Nine-to-Five, mit Spiele- und Kochabenden bei Freunden und Wochenendausflügen. Mit dreißig Tagen Urlaub im Jahr, dann ab in einen Robinson Club oder in ein Wellness-Hotel an der Ostsee. Mit Ostern, Weihnachten und Silvester in trauter Zweisamkeit. Sie schiss auf Neujahrsgrüße per WhatsApp aus Singapur!

Dazu machte sie das permanente Jonglieren mit den Zeitzonen verrückt, *verrückt*. Dass sie nie genau wusste,

ob sie Paul in den seltenen Fällen, in denen sie ihn an die Strippe bekam, mit »Guten Morgen« oder »Guten Abend« oder »Sorry, hab ich dich geweckt?« begrüßen sollte; dass er so oft auf einem anderen Planeten zu Hause war als sie, unter einer anderen Sonne und einem anderen Mond lebte, dass Stella sich – im wahrsten Sinne des Wortes – meist fühlte wie *Die Frau des Zeitreisenden*.

Andere beneideten sie tatsächlich darum. Die Frauen aus Nachbarschaft und Bekanntenkreis. Sie sah es an ihren begehrlischen Blicken. *Oh, wie toll, Stella Johannsens Mann ist Pilot! Sogar Kapitän! Vier Streifen auf der Schulterklappe, der hat es zu was gebracht!*

Dass er »nur« Cargo flog, also Frachtgut anstelle von Passagieren von A nach B beförderte, minderte ihre Wertschätzung nicht. Im Gegenteil. »Seien Sie doch froh«, hatte Chloé Marquardt irgendwann einmal zu ihr bei einem kurzen Gespräch im Supermarkt gesagt, als Stella angesichts der klebrigen Bewunderung der Architektenfrau bissig erwidert hatte, Paul sei genau genommen auch nichts Besseres als ein Postbote, nur eben in der Luft. »Seien Sie doch froh«, hatte Chloé Marquardt da gesagt, »keine hübschen Stewardessen oder Fluggäste, das kann doch nur von Vorteil sein, so rasend gut, wie er aussieht.« Keine Stewardessen. Das konnte Stella tatsächlich als Vorteil gelten lassen beim *rasend* gutaussiehenden Paul Johannsen.

Und sie selbst? Sie sah nicht gut aus. Schon gar nicht *rasend*. Nicht mehr. Sie ging vom Schlafzimmer hinüber ins angrenzende Bad, und schon bevor sie in den Spiegel sah, wusste sie, dass der Anblick sie auch heute noch, nach so vielen Jahren, schmerzen würde. Und dass der Rotwein, den sie vorhin getrunken und von dem sie so schläfrig ge-